Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Der Streich mit der Handtasche.

Von Charles Foley.

Um fünf Minuten zu spät gekommen, wegen lumpiger fünf Minuten den Zug versäumt! Jetzt kann ich eine Stunde warten! So stand ich wie eine Bildsäule festgewurzelt inmitten der ungeheuren Bahnhofshalle, als sich eine Hand vertraulich auf meine Schulter legte. Mich rasch umdrehend, sah ich mich einem sonntäglich geputzten Provinzler, einem behäbigen Menschen gegenüber, dessen pfiffiger Blick mit den pausbackigen, frischen und gutmütigen Gesicht sonderbar kontrastierte.

„Du erkennst mich nicht, Futaud, deinen ehemaligen Regimentskameraden, den Spaßmacher, den Bruder Lustig der Kaserne?“

Bei Nennung dieses Namens Futaud, den ich trotz mehrjähriger Trennung nicht vergessen hatte, reichte ich dem braven und lustigen Burschen die Hand.

„Ich bin ungemein erfreut“, sagte ich ihm, „dich wiederzusehen, noch dazu so gesundheitsstrotzend, so selbstzufrieden! Man hatte mir erzählt, daß du trotz deines klugen Kopfes und deines geschmeidigen Wesens ohne Beschäftigung seiest. Ich bedauere dies ungemein. Ich wette, du hast den vernünftigen Entschluß gefaßt, Paris zu verlassen, wo man es ohne Vermögen und ohne Beziehungen zu nichts bringt! Bist in dein Dorf zurückgekehrt, hast dort ein kleines Gut gepachtet und machst gute Geschäfte. . . Nicht wahr, mein Junge? Und benützest nun eine kleine Pause während der Erntezeit, um hierher zu kommen, deine Ersparnisse anzulegen, die du in dieser Reisetasche bei dir trägst.“

Fautaud lachte laut auf: „Beinahe hast du es erraten, Kamerad!“

Und mit diesem spöttischen Augenzwinkern, das zuweilen den einfältigen Ausdruck seines runden Gesichtes Lügen strafte, fügte er leiser hinzu:

„Deine Freunde haben dir die Wahrheit gesagt. Ich bin wohl schlau, entbehre nicht der Initiative, aber die verlangte Arbeit darf weder hart noch anhaltend sein. In dieser Verfassung war ich in zwanzig Stellungen. . . ohne mich in einer einzigen wohlzufühlen! Die Geldverlegenheit stellte sich bereits ein, als mir beim Lesen der Tagesneuigkeiten in einer Zeitung der Einfall kam. . .“

„Landwirt zu werden?. . .“

„Oder vielmehr nur die Idee zu einem Einfall. . . der mir mühelos einen netten Gewinn abwirft. . .“

„Das verstehe ich nicht. . .“

„Komm, bei einem Glas Bier werde ich dir die ganze Sache erklären. Wenn es dicht nicht stört, werde ich den Herrn mitbringen, der da unten bei der Uhr auf mich wartet.“

„Du kennst den Herrn?“

„Durchaus nicht. Als ich am Ausgang, ganz bestürzt von dem betäubenden Lärm und dem Gedränge, dastand, erbarmte sich dieser liebenswürdige Herr meiner, sprach mich an und erbot sich, mir als Führer behilflich zu sein.“

„Und du hast angenommen?“

Aber schon hörte Futaud mich nicht, eilte zu seinem Unbekannten und bat ihn, uns ins Café zu begleiten. Je näher der verdächtig liebenswürdige Mensch an uns herankam, um so größer wurde bei genauer Prüfung mein Mißtrauen gegen diesen Führer. Mit seinem gefärbten Schnurrbart, der schäbigen Eleganz seiner Kleider, den schiefgetretenen Lackschuhen, den zahlreichen unechten Ringen hatte dieses Individuum das Aussehen eines abgefeimten Taschendiebes, eines Falschspielers oder eines Eisenbahnstromers.

Wie konnte ihm Futaud nur so auf den Leim gehen.

Jetzt hatten sich die beiden Männer mir zugefellt. Die Augen meines ehemaligen Kameraden, die soeben noch so pfiffig dreinschauten, hatten sich verschleiert, zeigten jetzt dieselbe Unsicherheit, dieselbe einfältige Unbeholfenheit wie seine Gesichtszüge.

Ich dachte mir, dieser schlaue Blick, hervorgerufen durch unsre Begegnung, war wohl nur ein flüchtiges Aufblitzen seiner Intelligenz, als wir ins Café eintraten. Dieser gutmütige Futaud ist eben inmitten seiner Schafe, Gänse und Enten ganz verdummt.

Die verdächtige Gestalt dieses führenden Hochstaplers verursachte mir ein gewisses Unbehagen, und nur ganz widerwillig setzte ich mich an denselben Tisch mit diesem improvisierten Cicerone.

Futaud bemerkte die Veränderung in meinem Wesen nicht. Ohne auf die beruhigende Anwesenheit dieses Dritten zu achten, vertraute er mir in seiner Naivität, wie froh er wäre, endlich aus dem Wasser herausgekommen zu sein und Geld verdient zu haben. Der Fremde hörte eifrigst zu, lächelte unterwürfig und warf ab und zu eine banale, zudringliche Schmeichelei dazwischen. Zwei- oder dreimal versuchte ich durch absichtliches Husten den Pächter zur Vorsicht zu mahnen. Doch er verstand mich nicht. Seine Worte durch Schläge auf die Reisetasche betonend, fuhr er fort:

„Verloren in dieser Menge, weiß ich nicht, welches Hotel aufzusuchen — und was noch schlimmer ist —, ich kenne nicht einmal einen Bankier, um meine kleinen Ersparnisse zu placieren. O! Es ist nicht allzuviel, aber trotzdem befinden sich in dieser Tasche, zwischen meinem Nachthemd und den Hausschuhen, zweitausend Franken eingebettet.“

Ohne die Flamme der Begierde zu bemerken, die in den Augen des Hochstaplers aufblitzte, hob Futaud die Tasche in die Höhe und lachte so tölpelhaft, gutmütig, daß ich mich fragte, durch welche Verwirrung ich einige Minuten vorher auch nur die geringste Spur von Intelligenz an ihm zu entdecken glaubte. Gereizt schnitt ich ihm das Wort ab.

Ich werde dir ein Hotel ausfindig machen und dich zu meinem Bankier führen. Aber sprich nicht mehr von deinem Geld. Erzähle mir lieber etwas von deinem Leben, der Art deiner Beschäftigung. Welches ist dein Beruf und die glückbringende Idee, von der du mir soeben gesprochen?“

„Ich wollte es dir eben erzählen! Also höre mich an. . . du begreifst. . .“

Im selben Augenblick, sich plötzlich an etwas erinnernd, sprang mein braver Landsmann auf und schlug sich auf die Stirn:

„Ah! In diesem Bahnhofsrummel habe ich vergessen, meiner Familie zu telegraphieren, daß ich glücklich angekommen bin. Ich muß die versprochene Depesche unbedingt absenden. Du weißt doch, wo das Telegraphenamt ist, begleite mich dahin.“

Ich erhob mich gleichzeitig mit ihm, die Gelegenheit ergreifend, unsern verdächtigen Abenteurer sitzen zu lassen. Aber dieser Dummkopf von Futaud wendete sich an den Fremden und sage:

„Erwarten Sie uns. In zehn Minuten bin ich wieder da. An mir ist es, die Zeche zu zahlen.“

„Nimm deine Tasche,“ erinnerte ich ihn.

„Ja, ich nehme sie schon“, erwiderte Futaud, „obzwar ich genügend Kleingeld bei mir habe, das Telegramm zu bezahlen.“

„Wenn diese Tasche Sie geniert, kann ich sie so lange in Verwahrung nehmen“, schlug der Hochstapler vor, indem er unter gleichgültiger Miene die Ungeduld verbarg, mit der er die Antwort erwartete.

Futaud zögerte. Empört über seine Dummheit, erwiderte ich kurz:

„Zum Teufel! Nimm doch deine Tasche selbst! Hier ist sie! Man kann nie wissen!. . .“

Der verdächtige Mensch warf mir einen wütenden Blick zu; mit gezwungenem Lächeln und einem Ton, der den Vorwurf fast zur Drohung machte, sagte er zu mir:

„Nicht ich habe mich eingeladen, ein Glas Bier zu trinken. Wenn Sie mir nicht trauen, sagen Sie es nur lieber gleich: ich werde schon meinen Mann stellen.“

„Sind das Ideen! Weshalb glauben Sie, daß man Ihnen mißtraut? Merken Sie denn nicht, daß alles nur Scherz gewesen?“

„Ah! Das ist etwas andres“, sagte das Individuum wieder besänftigt, aber mit einer neugierigen Miene, einem fragenden Blick: wird Futaud die Tasche mitnehmen oder hier lassen. „War es nur ein Scherz, bin ich nicht böse. Aber da Sie doch ins Telegraphenamt gehen, lassen Sie Ihre Tasche hier und wechseln Sie mir bei dieser Gelegenheit fünfz'g Franken. Sie würden mir damit einen Dienst erweisen!“

Er zog aus seinem fettigen Portefeuille ein Fünfzigfrankenbillett — vermutlich das einzige, das sich darin aufhielt —, und es meinem Kameraden hinreichend, höhnte er:

„O! Sie können es prüfen, genau prüfen, es ist nicht falsch!“

Futaud nahm den blauen Schein und übergab seine Tasche dem Unbekannten. Dann zog er mich rasch zur Tür des Cafés.

„Verlieren wir keine Zeit. Meine Depesche sollte schon fort sein!“

Beim ersten Schritt auf dem Trottoir hielt ich meinen Gefährten zurück und rief wütend:

„Man läßt sich doch nicht mit solcher Gefälligkeit bestehlen! Ist nicht so leichtgläubig wie du! Das übersteigt alles! Ich wollte im Café nur keinen Skandal provozieren. Geh du allein fort, ich will mich hier auf der Schwelle als Wächter postieren. Sollte der Spitzbube versuchen, mit deinen Ersparnissen zu entwischen, lass' ich ihn festnehmen oder packe ihn selbst. Hoffentlich hat dieses Cafés keinen zweiten Ausgang. . .“

„Es geht noch eine Tür in die Seitengasse“, gestand der Pächter ruhig. „Aber rege dich nicht auf, ich riskiere nichts. Der Mann hat die Wahrheit gesagt: sein Fünfzigfrankenbillett ist echt; ich verstehe mich darauf!“

Und sorgfältig steckte er das Papier in seine Brieftasche. Mein Zorn wuchs nur bei dieser Sorglosigkeit.

„Begreifst du denn nicht, daß dieser Streich mit den fünfzig Franken als Gegenwert für eine Tasche, die das Vierzigfache enthält, der plumpste Diebstahl ist? Täglich liest man zwanzigmal Aehnliches in den Zeitungen. Um da hereinzufallen, muß man geradezu blöd sein. . .“

Meine Wut schien ihn höchlichst zu amüsieren. Das brachte mich vollends aus dem Häuschen.

„Vielleicht ist der Spitzbube mit deinen Siebensachen schon längst ausgerissen! Und dazu lächelst du? Uebrigens, wenn es dir gefällt, dich bestehlen zu lassen, bin ich recht dumm, mich so aufzuregen. Meinetwegen, ich scher' mich den Teufel drum.“

„Und ich auch“, setzte Futaud fort, indes seine Blicke sich wieder eigenartig belebten.

Meine Wut schlug vor der außerordentlichen Haltung dieses Menschen ins Staunen über. Nun irgendein Geheimnis witternd, ging ich ins Café zurück. Wie vorauszusehen, war der Mann mit der Tasche durch die zweite Tür verschwunden. Ich wollte ihn verfolgen, Futaud jedoch hielt mich zurück, setzte sich an den Tisch zu seinem Glas Bier und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Laß es nur sein! Du wirst dich doch nicht unnötigerweise echauffieren. Unser Dieb ist ja schon längst entwischt!“

„Aber deine Tasche?“

„Abgenützt. . . Beim Trödler gekauft. . .Sie ist nicht 10 Sous wert!“

„Und deine Wäsche?“

„Alte Lumpen.“

„Aber deine Ersparnisse, dein Geld, Unglücksmensch!“

„Eine Handvoll Kiesel“, erwiderte Futaud zwischen zwei Schluck Bier.

„Und meine Familie, mein Gut, dieser Anzug, mein einfältiges Gesicht — alles Schwindel! Beruhige dich, setze dich nieder. . . und trinke kein Bier, das wird dir gut tun!“.

Und als ich endlich zu erraten begann, gestand er mir:

„Nun ja, mein Künststückchen ist folgendes: Als Landmann verkleidet, spiele ich bald auf dem einen, bald auf dem andern Bahnhof den Bestürzten, lasse mich von irgendeinem nach Beute auslugenden Bauernfänger ansprechen und spiele ihm den Streich, das heißt den Gegenstreich, mit der Tasche. Das gelingt neun- auf zehnmal und trägt mir zuweilen hundert, manchmal fünfzig, aber nie weniger als zwanzig Franken ein. . . . ohne die Zeche zu berechnen, die der Spitzbube gewöhnlich bezahlt, um ohne Aufsehen verduften zu können.“

„Und die Gefahr, die du dabei laufen könntest?“

„Ist Null. Obwohl bestohlen, hält mein Dieb, dessen Leumundsnote gewöhnlich nicht ganz intakt ist, es für geratener, weder in diesem Café zu erscheinen noch die Polizei mit dieser Angelegenheit zu behelligen.“

Während ich nachdachte und nicht wußte, was ich von diesem originellen Beruf halten sollte, diesem Beruf „des Betrügers andern Betrügern gegenüber“, sagte Futaud, bemüht, sich vor mir zu rehabilitieren:

„Dieses Metier ist nicht nur einträglich für mich, es ist auch von allgemeinem Nutzen. Bedenke, was die Gesellschaft mir verdankt, wenn ich den Dieben das Stehlen verleide. . . aus Furcht selbst bestohlen zu werden! Gibt es etwas Moralischeres? Glaubst du nicht, ich hätte das Recht, mich sogar um den Monthyonpreis zu bewerben?“

Als ich noch ganz verdutzt schwieg, sagte mein Gefährte lachend und ohne die geringsten Bedenken:

„Jeder lebt wie er kann und tut Gutes auf seine Weise! Trinke daher dein Bier ohne Gewissensbisse; an den Dieben ist die Reihe, die Zeche zu bezahlen!“

— **Mißverstanden.** „Sind Sie mit Ihrem Lose zufrieden?“

„Ich spiele ja gar nicht in der Lotterie.“

Zwei Lieder.

Novelle von W. Christian.

Träumend ließ René seine Blicke den Boulevard du Nord entlang schweifen. Die Sonne war im Sinken begriffen. Ihre letzten Strahlen trafen über die Häuserreihe hinweg nur noch die Dächer der gegenüberliegenden Seite und liefen als goldenes Band die Giebel der langen Häuserzeile hinunter. Es war einer der ersten warmen Frühlingsabende und ganz Brüssel schien ihn zu genießen. Die Tische waren vor die Cafés gerückt und dicht besetzt von einer lachenden und plaudernden Menge. Glänzende Augen und blitzende Zähne überall!

„Ach ja, es war ja Frühling!“ mit einer müden Bewegung schob René den Hut zurück. Niemanden kannte er mehr in dieser Stadt, die doch seine Heimat gewesen war, so lange Jahre; die jetzt noch das barg, was ihm das Teuerste war. Er wußte es und täuschte sich nicht darüber, daß sein Kampf dort draußen in der Fremde gegen die Sehnsucht, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hierher zurückgezogen hatte, vergebens gewesen war. Vergebens wie das Untertauchen im Strudel der Vergnügungen nach jener Stunde, da sie ihn mit Tränen am Schluß einer langen, heftigen Unterredung gebeten hatte, fortzugehen und seine Liebe zum Opfer zu bringen, so wie sie es tun mußte um des Glückes jener beiden anderen Menschen willen, ihres Gatten und ihres Kindes.

In seiner Selbstsucht hatte er sie nicht verstanden und voller Zorn von ihr gegangen, weil sie nicht den Mut fand, ihrer Liebe alles zu opfern. Bald hatte er jedoch eingesehen, daß sie größer dachte als er, daß sie mit ihrem feinen Frauenempfinden den richtigen Weg gegangen war. Wußte er denn, ob sie nicht gleich schwer, vielleicht schwerer gelitten hatte als er, der er sich zu betäuben gesucht im Anfang durch ein Rasen von Vergnügen zu Vergnügen und später durch rastlose Arbeit. —

Das Leben hatte ihn emporgetragen; gewiß, er war berühmt geworden, ein gefeierter Sänger. Alles hatte das Geschick ihm geschenkt, was sonst die Menschen glücklich macht: Ruhm, Ehre, Frauengunst und klingender Lohn. Und doch: wozu ihm das? Trieb das Leben nicht in bitterer Ironie sein Spiel mit ihm? Erst riß es ihm das Herz aus der Brust, um ihn dann mit Schätzen zu überhäufen, die ihn nicht mehr freuen, ihm nicht ersetzen konnten, was er verloren.

Die Sonne war gesunken und dunkel lagen die Dächer der Häuser. René beeilte seinen Schritt. Warum hatte er eigentlich diese Einladung angenommen? Er wußte es selbst nicht. Es würde so werden wie auf hundert anderen Festen. Zum Schluß würde man von allen Seiten ihn bitten, zu singen. Aber er schwur es sich schon jetzt zu, mit einer gewissen wilden Schadenfreude, heute nicht zu singen. Mochte man enttäuscht sein! Sollte er irgendein gleichgültiges Lied singen, während das Herz ihm blutete?

Mit einem Seufzer betrat René die elegante Vorhalle des hell erleuchteten Landhauses. Ein Diener nahm ihm Hut und Mantel ab und öffnete mit tiefer Verbeugung zwei weite Flügeltüren. Fürwahr, er schien der letzte zu sein. Einen Augenblick stand René auf der Schwelle und überflog die Anwesenden. Aber schon löste sich aus einer Gruppe die Hausfrau und kam strahlend vor Liebenswürdigkeit auf ihn zu. René wußte ja, es ging alles programmäßig. Er hörte viele fremde Namen und sah in fremde Gesichter. Kein Bekannter aus jener Zeit, da er noch unbekannt, aber glücklich in dieser Stadt gelebt hatte, war unter all den vielen. Endlich gelang es René, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit etwas zu entziehen.

Er nahm in einer Ecke unter einer Anzahl älterer Herren in einem Sessel Platz und beteiligte sich gleichgültig an deren Gespräch, indem er die Gäste musterte. Da sah er, wie die breiten Flügel der Tür wieder auseinandergingen und unter der zeremoniellen Verbeugung des Dieners eine Frauengestalt den Raum betrat. Langsam richtete sich René kerzengerade auf. War das Jeanne? Oder täuschte ihn sein überreiztes Hirn, das sich all diese Tage nur mit ihr beschäftigt hatte! Klammernd schlossen sich seine Hände um die Armlehnen seines Sessels, während er fühlte, wie alles Blut zum Herzen drängte. Ja, sie war es! Er erkannte sie, obgleich der Blick der Augen ernster geworden war, trotz jenes müden Zuges um den schönen kleinen Mund.

Um sich herum hörte er das Geflüster der Herren. „Warum heiratet diese Frau nicht wieder? — „Sie soll ja selbst den jungen Marquis de Rouvalle neulich abgewiesen haben!“

René erhob sich. Aber da klang es auch schon an sein Ohr: „Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen unseren berühmten Mitbürger vorstelle — —.“

René wandte sich jäh um. Da stand sie vor ihm am Arm des Hausherrn. Stumm und tief verbeugte er sich. Eine weiße, wohlbekannte Hand streckte sich ihm entgegen und eine liebe, leise, bebende Stimme sagte: „O, wir kennen uns von früher“.

Erst an der Tafel fand René sein Gleichgewicht wieder. Unauffällig begann er mit den Augen Jeanne zu suchen. Bald hatte er sie herausgefunden. Heiter plauderte sie mit ihrem Nachbar. So wenig wurde sie also von dem Wiedersehen berührt! Er wartete. Sie sah nicht herüber zu ihm. Hastig begann er jetzt ein Gespräch mit der Dame an seiner Seite. Lustiges aus seiner Studienzeit und Schnurren aus seinem Künstlerleben erzählte er, so daß bald der ganze Kreis um ihn lachte. Und auch er lachte mit. Doch sein Lachen klang scharf und seine Stimme hart.

Da fing er plötzlich aus den vielen auf ihn gerichteten Augen einen Blick auf, so sehnend und flehend, daß sich seine lachenden Mundwinkel jäh zusamenzogen und er hastig sein Glas ergriff, um sein Zusammenschrecken zu verbergen. Er war froh, als man bald darauf sich erhob; die Mehrzahl der Gäste flutete in das Musikzimmer. René, inmitten einer Schar Damen und Herren, ließ sich in einem Nebenzimmer nieder, in dem auch Jeanne saß.

„Wie Feinde sitzen wir uns gegenüber!“ dachte er. Nun, morgen würde er ja abreisen.—Er war plötzlich so müd, so abgestumpft. Die schwermütigen Töne einer Geige klangen herüber. Aus gelb verhangenen Lampen floß ein weiches Licht über die großen Sträuße gelber Blumen, die das Zimmer schmückten. Dazu also mußte er in die Heimat zurückkehren, um sie im Kreise ihrer Kurmacher zu sehen, dachte er bitter; um die versteckte Begehrlichkeit in den Augen all dieser Männer um sie herum zu erkennen. Hatte außer ihm denn irgend jemand ein Recht auf sie? Wußte sie es nicht, daß sie zu ihm gehörte? Doch nein, sie fand Gefallen an dem Spiel mit vielen Herzen. Da aber — — — wieder dieser dunkle, bittende Blick, der durch alle hindurch zu ihm herüberflog. René verstand ihn nicht. Trieb sie ihr Spiel auch mit ihm? O, nur fort, nur fort!

„Und nun müssen Sie uns etwas vorsingen,“ klang es da neben ihm. Meinte man ihn? René blickte auf und sah sich dicht umringt. Nein, nein, nur heute nicht singen. Er lehnte ab. Vergeblich. Man ließ nicht nach. Und plötzlich überkam ihn ein wilder Entschluß. Ja, er würde singen. Warum ihr nicht zeigen, wie es um ihn stand? Er schritt zum Flügel. Bajazzo! Der große Schmerz um die Liebe, die er verloren, erfüllte ihn ganz. Es ward totenstill. Sang er nicht sein eigenes Schicksal?

„Die vielen Tränen, die im Spiel wir verhüllen,
Geknicktes Hoffen — ein totwundes Herz:
Ah — lachte Bajazzo, schneid' die tollsten Grimassen,
Kennst kein Gefühl! — bist nur ein Spielzeug zum Scherz!“

— — — — — — — — — —

Alle Köpfe waren tief geneigt und über sie hinweg irrte Renés Blick immer wieder zu jener Frau, die dort in ihrem Sessel saß, die Augen groß und klar auf ihn gerichtet. Als er geendet, blieb es lange still. Man klatschte heute nicht Beifall. Jeder fühlte, daß hier etwas Besonderes geschehen war. René trat von dem Flügel zurück. Das war sein Lebewohl an Jeanne gewesen! Er würde jetzt gehen, sobald er könnte. Er vernahm nicht die Worte, die ihm von allen Seiten entgegenklangen. Seine Gedanken schweiften wieder zurück in jene Zeit, da sie zwei zusammen gesungen hatten. O, wie gern würde er noch einmal ihre schöne Altstimme hören. Ob sie sein Singen, das doch nur ihr galt, verstanden hatte? Und es fiel ihm der Blick ein, mit dem sie ihn angesehen hatte. Es quälte ihn, daß er ihn nicht deuten konnte.

Da klang in sein Grübeln ein wohl bekannter Ton; und als er aufblickte, stand Jeanne am Flügel. Was war das? Galt das wirklich ihm? Ja, René konnte nicht mehr zweifeln. Das war ihre Antwort. Jetzt verstand er sie: daß sie nicht hier vor allen anderen ihr Wiedersehen mit ihm feiern wollte, nicht ihr Herz entblößen wollte vor neugierigen Augen. Und zu ihm herüber bat es:

„O, denke wieder mein, auf daß mein Herz gesunde,
Blick' mich noch einmal an, das heil' die alte Wunde,
Lächle Du friedlich mir, daß all mein Leid versinke,
Sprich mir ein leises Wort, daß ich nur Wonne trinke.“

— — — — — — — — — —

Sie hatte René fest die Hand gedrückt, als er in der Schar der übrigen zu ihr getreten war. — Und dann befanden sie sich auf dem Heimweg. Es schien ihr und ihm so selbstverständlich, daß er sie geleitete. Sie hatten wenig gesprochen. Auf Jeannes Vorschlag entließen sie den Wagen, um einige Schritte in der warmen Sommernacht zu Fuß zu gehen. Sie bogen vom Boulevard seitwärts ab und gingen planlos durch das Gewirr der engen Gassen Brüssels.

Plötzlich blieben sie zugleich stehen. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille. Ein Bild wie im Märchen schön, lag vor ihnen. Brüssels alter Markt! Hinter den ehrwürdigen Häusern der Gilden hervor schaute der Mond. Bleich und zart lag sein Licht ausgebreitet über die Türmchen, Spitzen und Bogen des schönen alten Rathauses. Ein Schatten fiel schwarz und schwer in den Markt, ihn in zwei Hälften teilend. Jeanne und René standen im Dunkel und blickten gebannt in den Zauber der Mondnacht.

„Jeanne,“ klang es da leise, „werde ich denn nie aus dem Schatten meines Lebens in das Licht hinaustreten dürfen?“ Stumm schob sich eine kleine Hand in die Renés, und im tiefsten Schatten fand René sein höchstes Glück.

Professoren-Witz.

Auf der letzten Seite eines hebräischen und chaldäischen Handwörterbuches von Wilhelm Gesenius, zweite Auflage vom Jahre 1823, findet sich von der Hand eines damaligen hallischen Studenten der Theologie Wiese folgende Notiz: „Im Jahre 1813, in welchem er den Jesajas erklärte, war Herr D. Gesenius bis zum 11. Verse des 14. Kapitels gekommen. Als er diesen Vers erklärt hatte, stieg er vom Lehrstuhle, und ihm ward angezeigt, daß die Universität durch den Kaiser Napelon aufgehoben sei. Dies war vor der Schlacht bei Leipzig. Napoleon ward geschlagen, und der General-Feldmarschall Blücher setzte die Universität wieder ein. Herr D. Gesenius betrat den Lehrstuhl wieder und begann seine Vorlesung mit dem folgenden 12. Verse des genannten Kapitels also: „Ach wie bist du doch vom Himmel gefallen!“ — Aus des Herrn D. Gesenius Munde. — Wiese.“

Streng im Geschäftsstil.

Ein Konfektionsreisender gratuliert einem Kunden folgendermaßen zum Geburtstag:

„Sehr geehrter Herr Kommerzienrat!

Zu Ihrem heutigen Wiegenfeste gestatte ich mir Ihnen eine erfüllungsfige Gesundheit, tadelloses Glück und ein allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Leben in geschmackvollster Aufmachung zu wünschen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Spesenmeyer,
General-Reisender der Seifenfabrik
Klietschig & Co.

Splitter.

Wem nichts in der Welt gehört, der sagt am liebsten: Mir gehört die ganze Welt!

*

Mancher glaubt Staatsmann zu sein, weil seine Frau Staat macht.

*

Frauen, die man bald hat, hat man bald nicht mehr.

*

Das Heer der Pessimisten besteht zum größeren Teile aus den vom Schicksale verhätschelten Menschenkindern.

*

Der Mann wählt seinen Beruf und findet ein Weib, das Weib wählt einen Mann und findet ihren Beruf.